

Buch trotz seines Verweises auf die historische Anthropologie überhaupt keine Rolle spielen.

Recht hat *Evans* ohne Zweifel, wenn er Foucaults Arbeiten in den intellektuellen und sozialen Kontext ihrer Entstehung setzt und im politischen Engagement ihres Autors ein wesentliches Moment für ihre Entstehung sieht. Anschließend allerdings vergreift sich *Evans* völlig. Die Lust der Zuschauermenge an frühneuzeitlichen Hinrichtungen, die Foucault festgestellt hatte, wird für ihn ernsthaft zum Ergebnis von „Grenzerfahrungen des Leibes“, die Foucault in San Francisco in schwulen Bars mit sadomasochistischen Praktiken gemacht haben soll. Das ist schon chronologisch falsch (Foucault war 1975 zum ersten Mal in Kalifornien, als er bereits am ersten Band der „Geschichte der Sexualität“ arbeitete) und insofern für einen Historiker peinlich. Prinzipieller aber: Das SM-Argument beruht auf einer ziemlich spekulativen Foucault-Biographie von James Miller;⁶ dort mag die psychoanalytische Kaffeesatzleserei durchgehen – was die kleinbürgerlich-verklemmte Schlüssellochspäherei aber in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zu suchen hat, bleibt schlicht schleierhaft.

Allerdings: Es wäre unfair, das theoretische Danebenhauen auf *Evans* gesamte Studie zu übertragen. Sie darf bereits für sich in Anspruch nehmen, ein Standardwerk zum Thema zu sein – und das zu Recht.

Falk Bretschneider

1 R. J. Evans, Szenen aus der deutschen Unterwelt. Verbrechen und Strafe 1800–1914, Reinbek b. Hamburg 1997.

- 2 M. Foucault, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a. M. 1976 [franz. 1975].
- 3 R. v. Dülmen, Theater des Schreckens. Gerichtspraxis und Strafrituale in der frühen Neuzeit, München 1985.
- 4 J. Martschukat, Inszeniertes Töten. Eine Geschichte der Todesstrafe vom 17. bis zum 19. Jahrhundert, Köln 2000. Vgl. auch die Debatte zwischen beiden in: 1999. Ztschr. f. Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 12 (1997) 4, S. 121–128.
- 5 R. J. Evans, Fakten und Fiktionen. über die Grundlagen historischer Erkenntnis, Frankfurt a. M./New York 1999 [engl. 1997].
- 6 J. Miller, Die Leidenschaft des Michel Foucault, Frankfurt a. M. 1997.

Hans-Werner Hahn, Werner Greiling, Klaus Ries (Hrsg.): Bürgertum in Thüringen. Lebenswelt und Lebenswege im frühen 19. Jahrhundert, Hain-Verlag, Rudolstadt 2001, 367 S.

Die seit den 1980er intensiv betriebene Bürgertumsforschung war ein genuin westdeutsches Unternehmen. Mit ausgelöst durch die Nach-68er Wiederentdeckung von Bürgerlichkeit als durchaus positiv zu sehender Tradition, befördert durch die angloamerikanische Diskussion über Zivilgesellschaft und oft bezogen auf die Diskussion über den deutschen Sonderweg wurden im Rahmen der vielfältigen Forschungen vor allem westdeutsche Städte und Regionen untersucht. Auch nach 1989 hat sich das kaum geändert. Erst in dem Maße, wie sich die ostdeutsche Hochschullandschaft nach 1990 veränderte, begann 'dort' eine intensivere Beschäftigung mit dem Bürgertum des 19. Jh. Einen Schwerpunkt dieser Bürger-

tumsforschung stellt inzwischen der Sonderforschungsbereich in Jena dar, der sich mit dem „Ereignis“ Weimar/Jena um 1800 beschäftigt. Der vorliegende Sammelband entstand im Jenenser SFB, er präsentiert zwölf biographische Fallstudien zu thüringischen Bürgern (bzw. Familien).

Der erste Gewinn des Bandes liegt sicherlich darin, daß er Teil eines langwierigen Vermittlungsprozesses ist, in welchem sich die deutsche und vor allem westdeutsche Öffentlichkeit bewußt machen muß, daß nicht nur Südwestdeutschland und die Hansestädte Hochburgen deutscher Bürgerlichkeit waren, sondern daß das durch Reformation, staatliche Kleinteiligkeit und Städtereichtum geprägte Mitteldeutschland (der Begriff bürgert sich immer mehr ein) ebenfalls dazu zählt.

Der zweite Gewinn des Bandes liegt darin, sich nicht in das starre Bett einer reinen Berufsklassifikation zu begeben. Bürgertum nur über sozio-ökonomische Verortungen und über berufliche Karrieren zu verfolgen, das griffe insbesondere für die Jahrzehnte um 1800 zu kurz. Staat dessen werden durchaus wechselvolle Lebensläufe, Berufswechsel, die Verarbeitungen der politischen und sozialen Umbrüche plastisch deutlich. Was für das spätere 19. Jh. oft Sinn macht, Personen nur über ihren Beruf zu verorten, erscheint für die Jahrzehnte des Wechsels von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft oft fragwürdig.

Nicht bei einer Dekonstruktion stehen zu bleiben, sondern vorsichtig Alternativen zu suchen, ist schließlich der dritte Gewinn des Bandes. Die Herausgeber beschreiben die beginnende Spannung zwischen Bildungs-idee und Berufszwängen. Diese ist zwar immer gegeben, doch die Jahre

um 1800 erhalten ihren Reiz auch dadurch, daß zeitgenössisch *erstmalig* Antworten auf diese neuartige Spannungskonstellation gegeben werden mußten. Denn der Bürgerstand der Vormoderne hatte genau dieses Problem nicht. Was man gemeinhin aus literarischen Zeugnissen wie *Wilhelm Meister* kennt, das wird hier als reales Alltags- und Lebensproblem von Goethes Nachbarn deutlich.

Das Bürgertum dieser frühen Zeit präsentiert sich damit als soziale Formation, die in einem permanenten Prozeß der Veränderung begriffen ist, die gewissermaßen noch auf der Suche nach sich selbst ist. Wichtiger als Berufs- und Schichtenzugehörigkeit erscheinen in den Beiträgen andere Faktoren. Zu nennen sind hier erstens Bildung in einem umfassenden Sinne (als Formung und Gestaltung der Person), die sich keineswegs auf akademische Ausbildung reduzieren läßt. So war Frauen einerseits die akademische Laufbahn – und damit auch die Grundlage des Berufs – verschlossen, doch fällt auf, daß in vielen Beiträgen die 'hochgebildete' Mutter, Ehefrau, Tochter eine Rolle spielt und als Gleiche im Geiste Wertschätzung erfährt. Hier war die Zeit um 1800 vielfach universeller und offener als das spätere 19. Jh. Zweitens ist die kaum zu überschätzende Bedeutung von Netzwerken hervorzuheben. Dabei ist zualtererst an die Familie zu denken (im Sinne von Verwandtschaftsbeziehungen), aber auch an Freundschaften und Vereinsmitgliedschaften. Gerade die Unsicherheit der Welt und das Erinnern einer festen Grundlage für das eigene Leben beförderte die Wertschätzung von emotional begründeten Beziehungen. Gerade die funktionärn sich ausdifferenzierende Gesellschaft

benötigte dieses emotionale Fundament – zur neuen bürgerlichen Kultur gehört es deshalb zentral dazu, Mechanismen hierfür zu entwickeln. Drittens schließlich ist die Gemeinwohlorientierung in ihren unterschiedlichen Facetten hervorzuheben. Auch wenn diese in keine nationale Politisierung mündete sondern eher auf die Stadt oder die 'Gesellschaft' (Wohlfahrt, Ökonomie) beschränkt blieb, war nicht nur ein 'politischer Professor' wie Luden dadurch motiviert.

Zwei Bemerkungen zum Schluß.

Lothar Galls „klassenlose Bürgergesellschaft mittlerer Existenzen“ gehört zum vielzitierten Bezugsanker der Interpreten. Überblickt man die zwölf Beiträge, wird jedoch nur in einem Beitrag ein Handwerker behandelt (der zudem als Vertreter jener kleinen Minderheit dargestellt wird, die aus der merkantil-zünftischen Welt aufbrach). Sonst stehen klassische Bildungsbürger (Pastoren und Professoren) und eher größere Kaufleute und unternehmerisch Tätige im Mittelpunkt. Das intensiver zu diskutieren, lohnte sicherlich nicht nur für Thüringen.

Noch konsequenter, als hier ansatzweise besprochen, lohnte sich wohl eine Untersuchung von bürgerlichen *Familien*. Um es zuzuspitzen – vielleicht ist das oft beschworene bürgerliche Individuum nur die eine Seite der Medaille, und die Familie die oft vergessene andere. Denn die Familie bot sowohl einen unverzichtbaren Schutz vor ökonomischen Gefahren, sie bot emotionale Stabilität (die partnerschaftliche Liebe in der Ehe war gewissermaßen das affektuelle Zubrot) – sie stellte jedoch auch ein 'stahlhartes Gehäuse' an Verpflichtungen dar. Die Herausforderung für die For-

schung könnte darin liegen, Familie als Bedingung für bürgerliche Lebenswege klarer herauszuarbeiten, als es bisher geschehen ist. Damit könnte man einerseits heroisierende Individualisierungen überwinden, wie sie seit Diltheys Schleiermacherbiographie üblich sind. Auch wenn sie von den Biographieproduzenten heutzutage nicht mehr affirmativ vertreten werden, gelingt ein Durchbrechen dieser Muster nur selten. Und andererseits könnte Familie nicht als quasi genealogische Abfolge in Anlehnung an adlige Sippenverbände geschrieben werden, sondern als fundamentales Beziehungsnetz, aus dem heraus aus sowohl Individualität als auch Gesellschaft möglich werden.

Manfred Hettling

Uwe Puschner: Die völkische Bewegung im Wilhelminischen Kaiserreich. Sprache – Rasse – Religion, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2001, 464 S.

Eine Gesamtschau der völkischen Bewegung und Ideen, auch nur für Deutschland, fehlt bisher, was um so mehr verwundert als Ursachen, Komponenten und Kontexte der Attraktivität des Nationalsozialismus für erhebliche Teile der deutschen Bevölkerung seit mehr als drei Jahrzehnten der deutschen Geschichtsforschung eine immer wiederkehrende Fragestellung bilden. *Uwe Puschner* geht mit seiner Berliner Habilitation einen Schritt zurück, um aus der Analyse der völkischen Bewegung vor dem Ersten Weltkrieg, seinen Beitrag zu einer solchen Zusammenfassung zu liefern.

Dabei mußte er zunächst konstatie-